

Bezugspreis für Halle und Umgebungen 1.50 Mark. ...

Bezugspreis für Halle und Umgebungen 1.50 Mark. ...

Sachsenzeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 161. — Jahrg. 190. Halle a. S., Mittwoch 6. April 1898. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87.

Deutsches Reich.

Vom Aufstufte der kaiserlichen Familie in Homburg v. d. H. wird von dort Folgendes geschrieben: Die vorige Taunusluft sowie die Ruhe und Erholung bei den Spaziergängen im Schlossgarten und in der Umgebung von Homburg haben einen außerordentlich wohlthätigen Einfluss auf den Gesundheitszustand des Kaisers...

Beifinden des Prinzen Georg Wilhelm von Cumberland aus Cannes lautet formidabel sehr günstig. Der Prinz bewegt sich ohne Stütze im Zimmer, erfreut sich eines sehr guten Aussehens und eines vortheilhaften Appetits. Dem General der Kavallerie v. Krosigk ist der Schwasse Alexander vertrieben worden. Wie aus Betzberg gemeldet wird, ist der Reichsrath bei der russischen Vorhatsch zu Berlin Graf Soltan auf sein Ansuchen aus Gesundheitsrücksichten seines Vaters entbunden worden...

und nicht mit schwerem Verschulden belastete Gemeinsschuldner die Deckungsumme, welche diese zahlen sollen, nach freiem Ermessen aus unter 25 pCt. zu bestimmen. Für das Jahr 1898 hat das Statistische Amt berechnet, daß etwa 52 pCt. aller durch Zwangsvergleich beendeten Konkurse weniger als 25 pCt. auf die nicht bevorrechteten Forderungen ergeben haben. Von allen durch Schlußvertheilung beendeten Konkursen führten in demselben Jahre 8 pCt. zur Befriedigung der nicht bevorrechteten Forderungen in Höhe mindestens der Hälfte ihres Betrages 20 Prozent dieser Konkursur zur Befriedigung der Forderungen in Höhe von 1/2 bis 1/3 ihres Betrages und 71 pCt. der Konkursur zur Befriedigung von weniger als 1/3 des Betrages der Forderungen. Der einseitig mitgetheilte Beschluß stellt ein Kompromiß dar, mit dem sich auch die verbundenen Regierungen einverstanden erklärt haben. Es wird daran auch bei der zweiten Sitzung der Konkursordnung im Plenum festgehalten werden.

Das Befinden des Königs Otto von Bayern scheint schlechter zu sein, als das offizielle Bulletin ausdrückt, denn die angebeulerten Nierenleiden sind nach dem „D. Z.“ Gehirnanfregungen, so daß in nicht ferne Zeit wohl Gehirnanfall zu befürchten ist.

Dem Königs Otto von Bayern scheint schlechter zu sein, als das offizielle Bulletin ausdrückt, denn die angebeulerten Nierenleiden sind nach dem „D. Z.“ Gehirnanfregungen, so daß in nicht ferne Zeit wohl Gehirnanfall zu befürchten ist.

Die internationale Konferenz, betreffend die Vertielung eines teilmittigen Einheitsabkommens, findet nachden alle beteiligten Staaten zugezogen haben, in diesem Jahr statt.

Das Danfchreiben des Fürsten Bismarck, das wir bereits gestern telegraphisch erwähnt haben, hat folgenden Wortlaut: Zu meinem Geburtstage sind mir vom In- und Auslande so viele Glückwünsche zugegangen, daß ich, auch wenn ich mich voller Freude erfreue, doch nicht im Stande bin würde, jedem Einzelnen meinen herzlich empfundenen Dank auszusprechen. Ich hoffe aber, daß meine Freunde, die in diesen Tagen meiner mitleidig gedenken, es mit mir nicht werden werden, wenn ich sie auf diesem Wege bitte, meine verbindliche Dank für ihre Glückwünsche freundlich entgegenzunehmen. v. Bismarck.

Die Königin Marie von Hannover begibt am 14. April ihren 80. Geburtstag. Aus diesem Anlaß wird sich auch, wie der „D. Z.“ gemeldet wird, der Aufenthalt der Großfürstin Wera von Rußland, welche seit ihrem Abreise aus St. Petersburg in der Villa der Königin von Hannover in Garmisch weilt, über diesen Zeitpunkt hinaus erstrecken. Die Nachrichten über das

Die internationale Konferenz, betreffend die Vertielung eines teilmittigen Einheitsabkommens, findet nachden alle beteiligten Staaten zugezogen haben, in diesem Jahr statt.

Das Osterwasser.

Kulturgeschichtliche Skizze von F. Runge (Suhl). Oheim, wann kommt endlich Ostern? Welcher meiner Leben kommt mich zu beglücken? Wenn ich in diesem Wege bitte, meine verbindliche Dank für ihre Glückwünsche freundlich entgegenzunehmen. v. Bismarck. (Staatliches Heiden.) Ein nicht nur in allen Gauen unseres heiligen Vaterlandes gefeiert, sondern auch weit über seine Grenzen hinaus reichender Festbrauch des Auferstehungstages ist das Schöpfen des Osterwassers. Zwischen 11 und 12 Uhr der Osternacht — in mancher Gegend auch vor dem nächsten Sonnenaufgang — begeben sich die heiligsuchenden Vertreter des schönen Geschlechts an einen nahen Bach, um das mit allen Wunderkräften angefüllte Osterwasser in mitgeführte Eimer, Töpfe oder Kannen zu fassen. Bei Ausführung der eigentümlichen Sitte ist hauptsächlich zu beachten, daß einmal nicht dabei gesprochen werden darf, und daß man ferner das wiederbelebende Wasser nicht gegen den Strom schöpft, widrigenfalls der mit ihm verunreinigte Bauber unwirksam bleibt. Worin bestehen denn nun aber die gerühmten Borgia des Osterwassers? In Schirningen sagt man von ihm: es ist heilfam, verreibt die Sommerprossen und macht das Gesicht überhaupit schön und glänzend. Wer sich mit Osterwasser wäscht, kann von der Sonne nicht verbrannt werden und bekommt keine Sommerfieber; auch läßt man das Fieberdick davon trinken, weil es dann besser geht, — wie die länderliche Bevölkerung Westfalens wissen will. Ueberhaupt scheint es, als ob man in Norddeutschland mehr von der Heilwirkung des festlichen Osterwassers überzeugt wäre, als in den südlicheren Gemarkungen. In Seinemünde spricht man z. B. beim Fasseln: Dieses Wasser schöpft ich, Christi Blut anbet ich, Dieses Wasser und Christi Blut sind für das 77 teie Fieber gut. Sonderbar muß der Umstand berühren, daß man hier beim Entnehmen des Wassers ein Versprechen verlaunet läßt, während doch das löbliche Sprechen fast überall bei diesem wichtigen Akt verpönt ist; aber es geschieht z. B. auch in der

Stenmar, wo man sogar gegen den Strom schöpft und dabei vernünftig ruemt: Hier schöpfe ich mit Christi Blut; Das ist für 77 teie Fieber gut; Im Namen Gottes des Vaters, Des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Auch im Mittelbairischen holen die Mädchen in der Frühe des Auferstehungstages das Osterwasser, oder sie breiten Abends zuvor ein Linnen im Garten aus und waschen sich des anderen Morgens mit Thau, Regen oder Schnee, der darauf gefallen ist; um sich damit das ganze Jahr hindurch vor Krankheit zu bewahren. Der Osterbach hat nämlich auf den ihm zum Waschen oder Abreiben benötigten Mädchen dieselbe Wirkung wie das Osterwasser. Die glückliche Hand, die jemals mit dem heilfamen Osterbach berührt, vermindert das Wachsen des lieben Vieches, dem sie freudig über den Rücken fuhr. Ueberhaupt bleiben die nüglichen Hausstiere gesund und gedeihend, wenn man ihm Wasser oder Thau des Ostermorgens „ins Saufen thut.“ Werden doch in der Saal- und Untruggegend, ebenso in den deutsch-böhmischn Dörfern, die Pferde am Auferstehungsmorgen vor den Knechten in die Schwämme geritten, damit sie das Jahr über nicht krank werden, vielmehr augenfällig „wuchern.“ Aber nicht nur Krankheitsbefreien, sondern auch liebermehdend und abfärbend ist die Wirkung des zauberbergenden Osterwassers. Es schöpft z. B. im weipreussischen Werder das hierortsliche Mädchen vor dem Aufgange der Osterfenne drei Köffel stiebendes Wasser, trinkt sie aus und spritzt dabei: „Untergeh, — Aufstehe! — Immer treu, — Ewig neu!“ „Nun kann der, an den man denkt, nimmer von einem lassen,“ wie es zuversichtlich glaubt. Im Ehenader Oberlande dagegen klopfen die jungen Mädchen erwachsene Dirnen aus den Betten und besprengen sie mit gesammeltem Osterbach, ja unweit Nordhausen wird dem Mädchen, das die Nacht verfallen hat, das Wasser erwerliche das Haus gegeben. „Nach Brunn“ heißt in seiner „Deutschen Mythologie“ Heilendes: „In Bach und Schalehen“ wiederholt sich in einem Teile Rußlands, werden am zweiten Osterfage Mädchen, welche die Frühmette verschlafen, von den Mädchen gewaschen mit Wasser besogen und mit Birkenruten geschlagen; oft reißt man sie bei Nacht aus den Betten, schlepft sie in einen Fluß oder Röhrtrog, in eine wassergefüllte Krippe und läßt sie das bald abgallen —, überall der Glaube an die Heiligkeit des Osterbades.

Die ist nun der seltsame Brauch, bei dem das schlichte, einfache Wasser eine so hochwichtige Rolle spielt, hauptsächlich zu erklären? Weil das Wasser aufsteige und zugleich auch schärfende Kraft besitzt, so ist es sowohl Symbol des Tobes als auch des Lebens. Alles Zeitliche hat seinen Anfang im Wasser genommen. Bei der biblischen Welterschöpfung schwebte der belette Geist Gottes über dem Wasser, und die mythische Urmutter Hygieia hieß Anodreth, d. i. „überquellender Strom.“ Wo die Quelle mit unwiderstehlicher Kraft den dünnen Felsboden sprengt, da erstehen den Alten göttliche Lebenskraft, welche die ganze Natur bildet und trägt, am ununterschiedlichen bezeugt. Quellwasser war überhaupit unberührt und galt als jungfräulich rein. Weil nach altorthodoxen Glauben Himmel und Erde aus dem Wasser herorgegangen waren, so galt es als Urquell alles Seins überhaupt, wie dem auch alles Sein einhielt aus diesen „reuchten Element“ gerührt eht. Werden doch auch die menschlichen Seelen laut heiligerer Sagen und Märchen aus dem fast überall vertretene „Aleinbrunnen“ geholt, denn hier hatte die lebenspendende „Frau Solba“ ihren vielumwideten Wohnsitz. Bald altgermanischen Volksalbanen besch nun das klare Quellwasser, das heiligste nach im vorchristlichen Volkstumde Woboden oder Weybrunn (d. h. geweihter Brunnen) heißt und zu dem auch das hervorquellende Brunnwasser gehört, eine dauernd heilende Kraft, weil man das Wasser des Murneins und Gernobrodels für eine laute und sichtbare Penierung der sich offenkundigen Gottheit hielt, welche jene Vorstellung sich später in der allgemeinen Volkswauffassung vergrößerte und zur direkten Verehrung des Wassers selbst führte, indem es gewöhnlicheren zur vielvermögenen Gottheit erhoben wurde. Jedes heroroquellende Wasser schen unferen alten Vorfahren von der allmächtigen Gottheit selbst geweiht und wurde daher nicht nur als Symbol des Lebens, sondern auch als Sinnbild der Erhaltung des Menschen nach besten irdischer und feistlicher Seite hin angesehen. Die alten Deutschen unterfchieden dreierlei heiliges Wasser: das zu bestimmten Zeiten geschöpfte, das heroroquellende und endlich das aus den Wäffen fallende. Ersteres ist unter dem Namen heilwa bekannt, was wörtlich „heiliges Wasser“ bedeutet. Grimm ist nun der Ansicht, daß heilwa jenes heilige Wasser bezeichne, das zu bestimmten festlichen, allgerühmten Zeiten





(Nachdruck verboten.)

Die Rose von Granada.

Roman von Jean Rameau.

32) Autorisirte Uebersetzung von Adolf Neuboff.

„Nein, nein! Das Beste ist sofort eine Kugel,“ murmelte er wieder vor sich hin. „Eine Kugel in den Mund, das wird meine Leiden, mein Kämpfen, meine Gedanken enden!“

Ein düsteres Lächeln erschien auf seinen Lippen. „Ich . . . der ich ihn . . . tödten wollte!“ rief er stoßweise mit kurzem Athem, „und jetzt . . . jetzt tödtet er . . . mich!“

Aber bald heiterte sein Blick sich wieder auf. Es war offenbar ein neuer Gedanke, der seine matten, müden Augen plötzlich aufleuchten ließ.

„Wenn er mich wirklich tödtet? . . . Oder wenn man wenigstens . . . den Anschein erweckt . . . daß er mich getödtet hat? . . . Welch eine Rache!“

Er stützte seinen riefigen Kopf auf seine schwachen Hände.

„O, wenn das ginge! Wenn sich das machen ließe! . . . Hu! Mich packt eine Angst . . . Meine Gedanken verwirren sich . . . mein Kopf ist wüth!“

Er rieb sich mit der Hand die Schläfen, um die Zellen seines Gehirns anzuregen, jene Zellen, in denen alle Ideen, die guten und die schlechten, die segensreichen und die verderbenbringenden, keimen und ausreifen.

„Welch eine Rache!“ wiederholte er, während sein Körper sich unter fortgesetzten Schauern zusammenzog.

Schließlich versuchte er mit seinen kraftlosen Armen eine entschiedene Bewegung zu machen:

„Ja, ja! So geht es! So läßt es sich machen . . . Weßhalb sollte ich diesen elenden Wuben schonen? Wenn ich ihm nicht das Leben nehmen kann, so will ich wenigstens versuchen, ihm — vielleicht doch noch das Leben zu nehmen! . . . Ja! Vielleicht das Leben! . . . Wer weiß? . . . Ueberlegen wir noch! . . . Ich riskire ja schließlich gar nichts, denn ich muß ja doch sterben . . . Ja, ja, so läßt es sich machen! Der rächende Himmel selbst hat mir diese Idee gegeben!“

Der Kammerdiener trat ein, um zu fragen, ob Herr Miralez Befehle für ihn hätte.

„Nein, lassen Sie mich allein!“ antwortete der Kranke mit gebieterischer Stimme.

Und wieder stützte er seine Stirn in die Hände.

XXVI.

Am folgenden Tage schien Miralez sich in recht guter Stimmung zu befinden. Er hustete verhältnißmäßig wenig, er konnte sich allein aus dem Bette erheben und spazierte ohne große Mühe im Zimmer umher. Als er Etiennes Thür gehen hörte, wurde er stußig. Er öffnete das Fenster und beugte sich hinaus, um die Ausgänge des Hauses beobachten zu können. Bald sah er seinen Sekretär hinaustreten und die Richtung nach Lamothé einschlagen.

Der Kranke schloß das Fenster wieder und begab sich dann in das Rauchzimmer Etiennes, wo er Rosa Marie überrascht hatte. In kaum einer Minute hatte er sein Ziel erreicht. Seine Hände zitterten in feberhafter Erregung, und seine Augen hatten einen unheimlichen Glanz. Miralez schaute prüfend nach allen Seiten um sich. Seine Blicke blieben auf einer Schreibmaschine haften, die auf einem kleinen Tische stand, und ein Lächeln der Befriedigung umspielte seine Lippen. Er setzte sich vor die Maschine, der Etienne sich oft bediente, um mit

den Agenten der Transportgesellschaft zu korrespondiren und schrieb auf ihr schnell ein an den Apotheker in Sargos gerichtetes Billet. Er erbat sich darin ein Gramm Cocain, um einen heftigen Zahnschmerz zu stillen, und unterzeichnete die Zeilen mit Etienne Montarrède. Dann rückte er die Maschine genau wieder an denselben Platz, an dem er sie gefunden hatte, verließ das Rauchzimmer, ohne daß Jemand seine Anwesenheit bemerkt hätte, und schlich sich vorsichtig in sein Schlafgemach zurück. Um sich von diesen Anstrengungen zu erholen, mußte er wohl eine Viertelstunde lang sich niederlegen und ausruhen. Von Zeit zu Zeit strich er sich mit der Hand über die Stirn, wie wenn er seine Gedanken sammeln wollte.

Endlich setzte er die Glocke in Bewegung. Der Kammerdiener erschien.

„Joseph, hier ist ein Blatt Papier, das mir Herr Etienne gegeben hat, als er vorhin wegging. Es ist ein Billet, in dem er den Apotheker in Sargos um einige Medikamente bittet. Beförder: Sie es an seine Adresse und kommen Sie schnell wieder zurück.“

„Sehr wohl, gnädiger Herr!“

„Joseph, hören Sie! Der Apotheker wird Ihnen ein weißes Pulver geben, entweder in einem Fläschchen oder in einer Schachtel. Sie dürfen aber dieses Pulver nur mir ausliefern, keinem Anderen. Herr Etienne hat mir gesagt, daß es ein sehr gefährliches Gift sei.“

Joseph versprach seinen Auftrag bestens auszuführen, und begab sich sofort auf den Weg zur Apotheke.

Jetzt befand sich Miralez wieder allein. Es war recht warm an diesem Tage; die Fliegen schwirren summend um ihn herum; aber er war eiskalt und schauerte beständig fröstelnd zusammen. Er klingelte nach einem anderen Diensthoten und ließ den Kamin frisch auffüllen. Dann setzte er sich vor das Feuer und ließ sich eine wollene Decke über die Kniee legen.

„Wenn der Apotheker ihm nur das Cocain geben wird?“ überlegte er. „Aber ich denke, er wird es thun: er kennt doch meinen Sekretär und wird nicht wagen, ihm die Witte abzuschlagen. Uebrigens wird das Cocain ja auch ganz allgemein gebraucht, um das Zahnfleisch unempfindlich zu machen.“

Endlich kam Joseph zurück. Der Apotheker hatte ihm das verlangte Medikament ohne Weiteres verabfolgt. Das Billet dagegen hatte er behalten.

„Das hatte ich mir gedacht,“ frohlockte Miralez. „Deshalb habe ich auch die Schreibmaschine benutzt. Montarrède wird als der Auftraggeber gelten, und kein Schriftschverständiger wird beweisen können, daß ich es gewesen bin.“

Der Kammerdiener gab ihm ein kleines Fläschchen und ging hinaus. Miralez betrachtete nachdenklich das weiße Pulver.

„Fünzig Centigramm werden genügen,“ sagte er sich. „Das Zeug ist schon in kaltem Wasser löslich, aber um sicher zu gehen wollen wir doch warmes nehmen.“

Er löste den Knoten des rothen Bändchens, das den Hals der Flasche umschloß, faltete das grüne Papier auseinander, mit dem der Kork umgeben war, und zog diesen heraus. Dann schüttete er etwa zwei Drittel des Pulvers auf ein Blatt Papier, holte eine Pillenschachtel aus der Tasche hervor, öffnete sie und schüttete das weiße Pulver hinein.

In diesem Augenblick betrat der Kammerdiener wieder das Zimmer. Schnell verberg Miralez das Fläschchen und die Schachtel. Er sah den Eintretenden mit besorgter Miene an.

„Joseph,“ stammelte er beinahe verlegen, „wollen Sie zu Herrn Etienne gehen und . . .“

Unschlüssig hielt er inne.
„Nein,“ fuhr er fort. „Ich brauche Nichts, ich danke Ihnen, Joseph . . .“

Er fürchtete, sich zu verplaudern und dadurch sein Komplott zu verrathen. Er schloß die Augen und suchte seine umhertreibenden Gedanken zusammenzufassen. O, er hatte nicht mehr die Kraft, zu überlegen und zu denken!

Ein Schauer durchrieselte ihn. Er rückte ganz nahe ans Feuer und begann von Neuem zu sinnen. Die kleinste Unklugheit oder Unvorsichtigkeit konnte den ganzen Plan zum Scheitern bringen.

Währenddessen hörte er Frau von Manzanil ins Zimmer treten. Schnell verbarg er das Gift in der Tasche

Die Schwester des Kranken schlief Nachts im Schlosse, jeden Morgen aber entfernte sie sich auf einige Stunden. Zweifellos begab sie sich in dieser Zeit zu Fräulein von Sartilly, die seit jenem Abend des 15. August irgendwo in der Nähe einen versteckten Zufluchtsort gefunden haben mußte.

„Wie geht es Dir heute?“ fragte die Spanierin ihren Bruder. „Fühlst Du Dich besser? Wünschst Du etwas?“

„Ja, Glühwein,“ antwortete der Kranke hastig.

„Aber der Arzt will es nicht mehr erlauben, daß Du den trinkst!“

„Das ist gleichgiltig! Ich will doch welchen haben! Er bekommt mir gut, das fühle ich doch! . . . Gib mir Glühwein!“

Und ein unheimliches Leuchten zeigte sich in seinen Augen.

„Ich werde ihn bereiten!“ fuhr er fort. „Ja, ich werde ihn mir selbst bereiten! Laß mir einen Kocher und eine Kasserole hierher schaffen, und was sonst noch dazu gehört . . . Ja, ich werde mir hier Alles selbst machen, das wird sehr hübsch werden.“

Man gehorchte ihm. Eine Spirituslampe wurde neben ihn gestellt und man brachte ihm Wein, Zucker und eine Tasse. Frau von Manzanil goß den Wein in die Kasserole und die blaue Spiritusflamme brachte ihn bald zum Sieden.

Jetzt wurde das Gesicht des Kranken ernst.

„Henriette! Hier ist ein Schlüssel,“ sagte Miralez mit leiser und dumpfer Stimme. „Gehe in mein Zimmer dort unten im Pavillon. Mit diesem Schlüssel kannst Du den Schreibtisch öffnen. In der mittleren Schublade wirst Du eine mit Papieren angefüllte kupferne Kassette finden. Die nimm heraus und bringe mir hierher. Ich brauche sie sehr nöthig. Aber beeile Dich!“

Frau von Manzanil ging schnell hinaus.

Schon nach wenigen Minuten erschien sie wieder und überreichte ihrem Bruder die erwünschte Kassette. Eifrig wühlte der Kranke in den Papieren umher und zog schließlich ein großes, verschlossenes Couvert hervor, das er ins Feuer warf.

„Was thust Du da?“ fragte Frau von Manzanil erstaunt.

„Ich verbrenne mein Testament!“

„Warum denn um Gotteswillen?“

„Weil ich mein ganzes Vermögen meiner Frau vermacht hatte, jetzt aber anderen Sinnes geworden bin.“

„Hat Rosa Marie denn nicht eine Abschrift davon?“

„Nein!“

„Dann willst Du also wohl ein neues Testament aufsetzen?“

„Das ist nicht nöthig. Ich brauche nur das Gesetz walten zu lassen. Meine Blutsverwandten werden mich beerben.“

Die Spanierin hatte sich erhoben.

„Deine Blutsverwandten?“ wagte sie einzuwerfen. „Deine Blutsverwandten, das wären also Genoveva und . . .“

„Und Du!“

„Oh, mein armer Lorenz!“

Und die alte Dame konnte sich nicht länger halten und fiel schluchzend ihrem Bruder um den Hals.

Aber bald bezwang sie sich wieder und sagte:

„Ich danke Dir, mein lieber Bruder, ich danke Dir von ganzem Herzen. Aber denke daran, daß ich Deine ältere Schwester bin. Meine Gesundheit ist dabei keineswegs besonders gut. Und so hoffe ich, daß Du mich viel eher beerden wirst als umgekehrt, wenn ich bei meinem Tode etwas hinterlassen sollte.“

Miralez hatte keine Lust, sich auf Sentimentalitäten einzulassen. Er sagte nur mit leiser Stimme:

„Ich möchte gern schlafen. Laß mich ein oder zwei Stunden allein.“

„Dein Wein ist heiß. Soll ich ihn Dir bringen?“

„Noch nicht.“

Dann setzte er mit lauterer Stimme hinzu:

„Schicke Herrn Etienne zu mir, wenn er zurückkommt. Ich habe mit ihm zu sprechen. Aber vergiß es nicht!“

„Sei unbesorgt.“

Henriette entfernte sich auf den Zehenspitzen, in Gedanken in den Millionen ihres theuren Lorenz schwelgend.

Als Miralez allein war, erhob er sich, nahm das Cocainfläschchen, das er in der Tasche hatte, und schlich sich leise in das Rauchzimmer. Er fand ganz überraschende Kräfte für diesen letzten Gang; er brauchte sich nicht ein einziges Mal an den Wänden zu stützen; kein einziger Hustenanfall unterbrach seine Schritte.

Als er Etiennes Wohnung erreicht hatte, blickte er prüfend um sich und verbarg dann das Gift, anstatt es in eine Schublade zu legen, wie er es ursprünglich geplant hatte, unter dem Sofa. Dann kehrte er, so schnell ihm seine Füße tragen konnten, zurück. Es sumnte ihm in den Ohren, in seinem Kopfe empfand er einen dumpfen Schmerz. Er mußte sich sofort auf sein Bett legen, um nicht umzufallen. Aber er schlief nicht ein; seine geschlossenen Augenlider zuckten beständig und ein Schauer durchrieselte von Zeit zu Zeit seinen Körper. Er horchte auf das Singen des kochenden Weines.

„Ich habe nichts vergessen,“ dachte der Kranke. „Alles ist bereit; Etienne braucht nur zu kommen!“

Er nahm die Billenschachtel, umklammerte sie mit seinen zitternden Händen und horchte wieder. Niemand war auf der Treppe zu hören, auch vor dem Hause war Alles still. Wo konnte er sein, wenn nicht bei Rosa Marie? Wieder durchfuhr ein Schauer den Kranken, und im Herzen fühlte er eine neue schmerzende Wunde. Im Brief war es ja deutlich genug ausgesprochen, daß die beiden Liebenden nur auf den Tod des Mannes warteten, um sich dann zu heirathen. Oh, welch eine Dual war es, eiferfüchtig zu sein auf eine jahrelange Zukunft, die man nicht mehr erleben durfte! Mit Wehmuth dachte Miralez an die schöne Sitte jener barbarischen Völker, bei denen der sterbende Mann die Gewißheit hatte, daß man seine Wittwe auf demselben Scheiterhaufen wie ihn verbrennen würde. Und Rosa Marie? Sie wird in den Armen dieses Etienne bleiben!

„Nein! das ist unmöglich! Mein Plan muß glücken und wird glücken! Sie werden sich nicht heirathen, sie werden keine zwei Monate zusammen leben!“

Die Thür ging auf; Etienne erschien auf der Schwelle.

„Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr?“ fragte er den Kranken kalt.

Miralez schloß die Augen. Er fürchtete sich, dieses hübsche Jünglingsgesicht anzusehen, auf dem die Lippen Rosa Mariens vielleicht noch ihre Spuren zurückgelassen hatten.

„Setzen Sie sich,“ sagte er mit müder Stimme zu seinem Sekretär. „Ich wollte sie fragen . . . ob die Morgenpost . . . nicht Wichtiges gebracht hat . . . Der gescheiterte Dampfer, wissen Sie . . . Ist es schon festgestellt . . . wie hoch sich der Schaden beläuft?“

„Noch nicht; ich erwarte stündlich den Bericht.“

„Gut, dann möchte ich Sie bitten, mir noch einen Dienst zu erweisen.“

Die Stimme des Kranken war jetzt so schwach und die Laute kamen so undeutlich von seinen Lippen, daß Etienne genau hinhören mußte, um zu verstehen.

„Einen Dienst . . .“ fuhr Miralez fort. „Wollen Sie bitte läuten?“

Etienne drückte auf den elektrischen Knopf. Der Kammerdiener erschien.

„Joseph!“ sagte der Kranke. „Bürsten Sie mir meinen Ueberzieher ab, ich möchte ausgehen . . . Nein, nein! Machen Sie das nur gleich hier! Das geht schneller! Dort liegt eine Bürste.“

Der Diener machte sich sofort an die Arbeit. Dann wandte sich der Schwindstüchtige an seinen Sekretär.

„Und Sie, Herr Etienne, haben wohl die Güte, mir etwas Glühwein einzugießen?“

Das Gesicht des Kranken war in diesem Augenblick schrecklich verzerrt. Mit angstvollen Augen folgte er jeder Bewegung Etiennes, der sich anschickte, der Bitte zu entsprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Ostereiersuchen.

Von Lina Fabian.

Auf die guten alten Sitten der Heimath wirkt der Aufenthalt in der Großstadt erstaunlich nivellirend. Wenn ich bedenke, wie in meiner Jugend Ostern gefeiert wurde! Gründonnerstag gab's großes Glückwünschen der Schulkinder, die mit allerhand Fressalien beschenkt wurden; das Mittagessen bestand aus Eiern und einer Honigkugel; der Charfreitag wurde still zu Haus verbracht; Nachmittags von fünf bis sechs läuteten die Glocken; am Ostersonabend begann im Garten das Eiersuchen und am ersten Feiertag wurde das Osterlamm verpeist, — das mußte ganz „knusprig“ sein und mit süßem Teig „gefüllt“.

Wie anders heute! Da ist das Glückwünschen der Schulkinder grober Unfug, an eine Honigkugel denkt Niemand mehr, der Charfreitag wird zu Ausflügen benutzt, das Osterlamm ist den Großstädtern zu „weichlich“, sodas nur noch das Eierlamm übrig bleibt! Freilich, im Garten kann man die Eier auch nicht verstecken, — woher in Berlin einen Garten nehmen und nicht fehlen. Aber wir hatten ja Zimmer genug, dann den Balkon und das Badegelaß —

„Wir wollen dies Jahr Ostern recht festlich begehen,“ erklärte ich meinem Mann, „es ist doch so eine herrliche Feier; der Frühling beginnt, und schon die alten Heiden brachten der Göttin Ostara Opfer dar . . .“

„Ach, bitte,“ unterbrach mich mein Mann, „ich will nicht allzu viel Opfer bringen, ich habe an den zweien schon genug.“

„An welchen zweien?“ staunte ich.

„Nun, paß' auf,“ entgegnete er, „Opfer eins: ein Frühlings-Cape, gleich Markt 40, Opfer zwei: ein Frühlings-Hut gleich Mark 20; Summa 60 Marklein. Mehr möchte ich der heidnischen Ostara wirklich nicht opfern.“

„Aber Männchen, so meine ich das ja gar nicht,“ lenkte ich ein, „mir kam es jetzt wirklich nur darauf an, Deine Gedanken auf eine äußere, ganz billige Osterfreude hinzulenken. Sieh' mal, bei mir zu Hause gab es immer sehr viel Spaß beim Ostereiersuchen. Die bunt gefärbten Eier wurden versteckt im Rasen, in Bosquets, an Baumwurzeln . . .“

„Wo willst Du denn hier Rasen, Bosquets oder Baumwurzeln herkriegern?“ fragte mein Mann.

„Nun ja, die giebt's freilich hier nicht,“ pflichtete ich ihm bei. „In meiner Heimath versteckte man die Eier eben im Garten. Aber da wir hier keinen haben, benutzen wir die Zimmer dazu. Unterm Buffet, im Sofapolster, auf dem Balkon im Blumentopf, im Badegelaß an den Wasserrohren, — ach, das wird ein lustiges Suchen geben! Wie werden sich da die Kinder freuen, — hör' mal, Ernstchen,“ wandte ich mich an meinen Jungen, „wollst Du mit Ostereier suchen?“

„Ja, Muttmchen,“ jubelte der, „wer bringt denn die?“

„Die legt der Osterhase,“ belehrte ich ihn ganz ernsthaft. Der Junge warf einen Blick auf Papa und als der verslegen hüpfelte, lachte er laut auf: „Der Osterhase? Ach, das glaube ich nicht . . . Zu Ostern giebt's ja gar keine Hasen, und solche, die Eier legen, erst recht nicht. In meinem Lesebuch steht: „Die Hasen sind Säugethiere und bringen lebendige Junge zur Welt,“ — da brauchen sie also gar keine Eier . . .“

„In der Naturgeschichte scheint Dein Sohn beträchtliche Fortschritte gemacht zu haben,“ beendete mein Mann das Gespräch, das mir unerquicklich zu werden drohte. „Dem Jungen darfst Du, wie Du siehst, mit Deinen Ammenmärchen aus Deiner heimathlichen Türkei nicht mehr kommen —“

„Laß' meine Heimath zufrieden,“ erwiderte ich ärgerlich, „von den gemüthvollen Volksbräuchen, die bei uns gang und gäbe sind, hast Du in Deinem trübseigen hinterpommerschen Flecken überhaupt kein Wort auch nur erzählen hören. Einer dieser reizenden Bräuche war auch das Eiersuchen zu Ostern, und das werde ich am ersten Feiertag in der gelungensten Form Dir und den Kindern vorführen.“

„Da wird wohl kein Ei ganz und kein Auge trocken bleiben,“ stöhnte mein Mann, steckte seine Duldermiene auf und goß sich einen kräftigen Schluck Rum in seine Theetasse.

Das Färben der Eier war mir prächtig gelungen, Zwiebelgalen machten dieselben gelb, Rothholz färbte sie roth, und auch für weiße Tupfen hatte ich gesorgt. Für die Kinder hatte ich die Namen in die Schalen getrigelt: Ernstchen stand auf dem einen, Mariechen auf dem anderen. Erst wollte ich auch den

Bornamen meines Mannes verewigen, aber das ließ ich schließlich sein, denn der hatte in den letzten Tagen derart den Haus- tyrannen herausgebissen, daß ich, um die Wahrheit zu krigen, „Brummbar“ hätte auf die Eierchale übertragen müssen.

Während ich alle Sorgfalt auf die Schalen der Eier verwendete, hatte ich mich leider um das Innere derselben etwas zu wenig gekümmert. Ich wußte schließlich wirklich nicht mehr, ob dieselben drei, fünf oder zehn Minuten gekocht hatten. Außerdem hatte ich sie nicht zu gleicher Zeit in den Topf gelegt . . . Na, das war ja am Ende egal, — ob dieselben weich, pflaumenweich oder hart wurden, war Nebensache, Hauptsache waren die bunten Schalen, und die waren famos gerathen.

Sorgfältig sichte ich die Ostereier aus den verschiedenen Saucen: es war kein Fehl an ihnen, sodas ich auf meine Leitung stolz sein konnte. Als die übrige Familie noch beim Kaffeetisch saß, machte ich mich daran, die Eier zu verstecken. Das war gar nicht so leicht, denn ich mußte die Verstecke sehr sorgfältig wählen, wenn das Auffinden nicht zu leicht sein sollte.

Zuerst kam das Speisezimmer dran, — eins beim Ofen- vorleger, eins an dem Ofen selbst. Die Marke „Ernstchen“ steckte ich in die Visitenkartenschale, „Mariechen“ wanderte in die Balkonecke, während ich außerdem noch in den Spalieren des Gpheukastens drei rothe und drei gelbe unterbrachte. Ein gesprekeltes kam in die Badestube unter den Griff der Brause, die weiß-gelben steckte ich in die Wsche des Ofens und den Rest legte ich die Hinterseite der großen Wanne entlang.

Ich seufzte erleichtert auf, als mir das schwierige Werk glücklich gelungen war!

„Jetzt kann das Suchen beginnen,“ verkündete ich triumphirend den noch mit dem Frühstück Beschäftigten.

„Ooah,“ rauhte mein Mann und legte langsam die Zeitung bei Seite. „Muß das sein?“

„Wenn Dir das Rücken zu viel ist, dann kannst Du ja bei Deiner Zeitung sitzen bleiben,“ bemerkte ich. „Aber ich meine, es ist nothwendig, daß Du Deinen Kindern mit gutem Beispiel vorangehst.“

„Sehr richtig,“ stöhnte mein Mann. „Also los, Kinder!“

„Bitte zuerst in das Speisezimmer,“ lud ich ein.

Mein Mann riß ziemlich ungestüm die Thür auf, und während die Kinder an ihm vorbeistürmten, machte er einen großen Schritt nach vorn, stieß an den Ofenvorleger, stolperte und — quaaatsch, hatte er das erste Osterei getreten, und zwar so gründlich, daß Dotter und Eiweiß in schönster Harmonie, einem Bächlein gleich, über das Parkett dem Teppich zusossen!

„Das Ei war weich, das kann nur drei Minuten gekocht haben,“ lachte mein Mann in seinem Galgenhumor, und gleich darauf mit dem anderen Fuß auf einen harten Gegenstand zu treten, der aus der Ofenische gerollt war. „Man kommt ja hier aus dem Wurzeln nicht heraus,“ rief er grimmig und gab dem rothen Dinge einen Tritt, daß es bis zur Wand flog und an dem Tischbein zerschellte. Aus der Schale löste sich ein weißes Etwas und rollte gleich einer Billard-Kugel auf den Ofen und Wand hin und her.

„Oh,“ staunte mein Mann, „das ist ein hartes, das kann ja ein Biertellstündchen gefrobelt haben . . .“

„Papa, Papa,“ freischte das Ernstchen vom Tisch her, „hier ist auch eins, hier bei den Visitenkarten.“ — er war dieselben durcheinander, um dann in lautes Weßklagen auszubrechen.

„Wer thut Dir denn was, mein Ernstchen?“ fragte ich theilnehmend.

„Mama, liebe Mama,“ schluchzte er und leckte sich bald den rechten, bald den linken Zeigefinger ab, „mein Osterei ist schon ausgebrütet . . .“

Erschrocken blickte ich nach der Visitenkartenschale — gelblich, schleimig, nach unten triefend zog's durch die zarten Karten, deren Aufschriften verwüstend, vernichtend. Das Osterei „Ernstchen“ war längs des Namens aufgeplatzt, ich hatte diesen wohl zu tief eingerigt.

„Wetten?“ rief da mein Mann, „das ist ein Fünf-Minuten- Kocher, so was Pflaumenweiches, — die Visitenkarten können das bestätigen.“

Ich beiseitigte zwar schleunigst die Unheil drohende Schale, aber ich hatte doch an meinem Selbstgefühl etwas eingebüßt. Ich gab mir Mühe, das zu verbergen, und öffnete die Balkon- thür. „Mariechen,“ rebete ich meinem Töchterchen zu, „such' doch mal hier, da wirft Du schon Dein Ei finden.“ — und ich gab ihr unmerklich die Direktive nach der benutzten Ecke. Zu- erst folgte sie meinem Winke ohne Widerspruch, aber sobald sie

einen Blick auf den Asphalt geworfen hatte, verzog sie ihr Gesicht zu einer jämmerlichen Grimasse.
„Nun, Mariechen,“ ermunterte ich sie, „hebe doch Dein Osterieier auf...“
„Nee,“ rief sie weinend und machte eine Gebärde des Abscheus.

„Aber warum denn nicht, mein Süßing, mein Herzchen, mein Alles?“ fragte ich. „So nimm doch das schöne Eichen...“
„Nee!“ schrie das Kind und wich mehr und mehr in den Hintergrund zurück. Da trat mein Mann hinzu und wollte nach der Ecke steuern, — „Papaa, Papaa,“ gellte da das Mädchen auf, „nicht angreifen, nicht hineintreten...“

Aus der Ecke rieselte ein weiß-gelbes Bäcklein... Mein Mann prallte zur Seite und wäre bei einem Haar mit dem Ellenbogen durch die Fensterscheibe gefahren, wenn er nicht noch im letzten Augenblick das Ehepaar erwischt hätte. Das bekam erklärlich auch einen kräftigen Ruck und — rechts und links fielen die schönen gelben und rothen Osterieier aus den Spalieren, die gelben klatschten unten auf dem Bürgersteig auf, die rothen verkümmelten sich zwischen den Pflanzenkästen.

„Ah, famos, famos,“ lachte mein Mann, „Du läßt ja zur Osterfeier alle Puppen tanzen! Aber weißt Du, die Eier in der Badestube kannst Du Dir allein wieder zusammenlesen, — oder wollt Ihr noch welche suchen, Kinder? Ich für meine Person habe es satt.“

„Nein, Papa,“ erklärte Ernstchen...
„Nee,“ trotzte Mariechen, alle meine guten Ermahnungen in die Luft schlagend...

„Ja, ja,“ bemitleidete mich mein Mann, „man ahnt es nicht... Aber nun seht Euch mal die Osterieier auf meinem Schreibtisch an —“

„Ach, war das herrlich! Ein Korb mit gefülltem Korb, eine Pfäfin mit gefüllter Schwinge — Ei reichte sich an Ei! Dazwischen Sträußchen aus Veilchen, Schneeglöckchen, Hyacinthen. Ein entzückender Duft!“

„Papas Osterieier sind doch viel besser,“ meinte Ernstchen und biß dem ersten Schokoladenhasen den Kopf ab.

„Papas Osterieier schmecken gut,“ versicherte Mariechen und verarbeitete den rechten Hinterlauf.

Ich nahm den Kindern schnell den Osterhasencrumpf aus den Fingern, kostete ihn, fand ihn sehr wohlschmeckend und sagte kalt lächelnd zu meinem Mann:

„In der Conditorei kann Jeder Osterieier kaufen, das ist keine Kunst, aber...“

Und doch hat sie Recht gehabt, die kleine Frau. Gewiß sind Schokoladeneier etwas sehr Schönes und schmecken Manchem besser wie waschechte Hühnereier, — aber die Poesie vom Osterhaseneierfuchen ist und bleibt weit lieblicher als diejenige der Conditoreier; das Verhältnis zwischen ihnen ist daselbe wie das zwischen dem Volksliede und der Kunstdichtung. Ja, wer hätte im Innersten seines Herzens das Volkslied nicht lieber? Und somit wünschen wir dem Osterieierfucher noch ein recht, recht langes Leben; so viel Bed, wie die Verfasserin obiger Skizze, Frau Lina Fabian, entwickelt ja beim Verstecken der Osterieier nicht jegliches Mütterlein. D. Red.)

Allelei.

Richard Wagner und Fürst Bismarck. Ein Mitarbeiter des „N. W. Z.“ erzählt: Als Richard Wagner Anfangs der siebziger Jahre die Beihilfe des Reiches zu den Bayreuther Festspielen zu erlangen suchte, kam er selbst einmal nach Berlin, um dem Fürsten Bismarck persönlich sein Anliegen vorzutragen. Durch Vermittelung des ihm befreundeten Herrn v. Barnbühler gelang es ihm auch, von dem Fürsten für einen Abend ins Reichstagspalais gebeten zu werden. Sehr nahe schienen sich aber dabei die beiden großen Männer nicht getreten zu sein. Richard Wagner seinerseits hat sich später ziemlich bitter über das Fehlschlagen seiner Erwartungen geäußert, der Fürst aber sprach sich über den Eindruck, den er bei jener Zusammenkunft von Richard Wagner gewonnen hatte, einmal wie folgt aus: Er (der Fürst) sei doch auch nicht ohne Selbstbewußtsein, aber ein so hohes Maß davon, wie er es bei Wagner angetroffen habe, sei ihm bei einem Deutschen noch nicht vorgekommen.

Auf Wache. Nur Wenige werden es sein, die mit unserm Reichstagskanzler die „erste Wache thaten“. Zu ihnen gehört auch der pensionirte königliche Förster Herr Thiemann in Hornbrück bei Pechlau, Westpr. Der alte Herr erzählte folgenden für Bismarck charakteristischen Zug: Es war ein stürmischer Tag, als der Einjährige Bismarck in Potsdam zum ersten Male auf die Wache zog. Es war ein alter Brauch, daß derjenige, der zum ersten Male „Wache that“,

etwas ausgeben mußte. Auch Bismarck unterzog sich diesem alten Herkommen, er machte Alles mit. Als man in gemüthlicher Stimmung war, bot ein Wachtamrad dem Spender seine Brüderschaft an, allein Bismarck schlug das Anerbieten aus zur allgemeinen Verwunderung und Aerger des Anbieters. Die fröhliche Stimmung war jedoch bald wieder hergestellt.

Das „Geisha-Kostüm“ kommt jetzt in England auf. Den Anstoß dazu hat unzweifelhaft die lustige Operette „Die Geisha“ gegeben, denn das bunte Gewand mit den weiten Ärmeln und der anmuthig geschlungenen Schärpe, das die vornehmere Engländerin jetzt als „Hauskleid“ oder als „Schlafrock“ trägt, hat entschieden sehr viel Ähnlichkeit mit dem reizenden Kostüm der lieblichen kleinen „Mimosa“. Für eine schlank, mädchenhafte Figur dürfte es auch kaum etwas Kleidamereres geben als diese weite und doch den Formen sich anschmiegende Tracht der Japanerin. Um nun dem „Kimono“ nichts von seiner malerischen Wirkung zu rauben, dürfen nur echte japanische Stoffe zu seiner Herstellung verwendet werden. Selbst von jenem nicht sehr kostspieligen, aber geschmackvoll gemusterten Baumwoll-Krepp, den nur die Japaner so eigenartig zu weben verstehen, können die entzückendsten Kimonos angefertigt werden. Dieje Gewänder haben außerdem den Vortheil, sehr praktisch zu sein, da sie sich leicht und gut waschen lassen. Von geradezu wunderbarer Wirkung ist ein Geisha-Kostüm aus blaßgelbem Profat-Atlas, mit zart heliotropfarbener Seide gefüttert. Der Profatstoff zeigt in ganz schwachen Konturen ein sehr feines Muster in Chrysanthemum-Blüthen und Ahornlaub. Die weiche, gelbeidene Schärpe ist mit schwerer Franke versehen. Ein überaus prächtiges Gewand besteht aus changirender Seide; hierzu paßt am besten purpurrothes Seidenfutter. Ebenso schön ist ein Kimono aus schwarzem, goldgesticktem Atlas, mit strohgelber Seide gefüttert. Unter diesem neuen, ebenso bequem wie vornehm aussehenden Hauskostüm wird gewöhnlich ein lederner, reich mit Spitzen besetzter Jupon getragen. Ein Paar hellrothe, goldgestickte Pantöffelchen vervollständigen diese hübsche Toilette, in welcher die Engländerin sogar ihre Gäste zum Frühstück-Lee empfangt.

Eine Millionär-Straße. In keiner anderen Stadt der Welt finden sich in einer Straße so viele fürstliche Häuser wie in der „Sunshine Avenue“ zu New-York. Dort giebt es nämlich 75 Häuser, welche von den reichsten Amerikanern bewohnt werden. Hier liegt auch das prunkvollste Haus von ganz New-York, welches einem Herrn Gony gehört. Der Bau hat mehr als vier Millionen Mark gekostet. Dieser Gony besitzt eine Bibliothek, welche die gesammten Werke der amerikanischen Jurisprudenz enthält. Ein weiteres großartiges und äußerst luxuriöses eingerichtetes Haus ist das Palais eines Chicagoer Eisenbahn-Königs Charles L. Yerkes.

Der schlaue Kammerdiener. Graf R. hat 1870 sein linkes Auge durch einen Bombenplitter verloren. Vor einiger Zeit starb sein alter Kammerdiener und er mußte einen Nachfolger anwerben. Als er nun Abends zur Ruhe gehen wollte, desah er dem Diener, ihm eine Schale mit Wasser zu füllen. Dieser gehorchte und sah nun verwundert, daß der Graf den linken Augenbedel hob und das künstliche Auge der Höhlung entnahm. Zu gut erzogen, um sein Erstaunen zu verrathen, blieb er noch ruhig mit der Schale in der Hand stehen. „Ja, worauf warten Sie denn noch?“ Die Antwort lautete: „Auf das andere, gnädiger Herr.“

Moderner Dienstherr. Aurora Clementine Amelia Großmaul hat ein Jahr weniger 11 Monate bei mir im Dienst gestanden und sich während dieser Zeit fleißig — an der Hausthüre, genau gesamt — in der Arbeit, so gesamt — für sich selbst, gesamt — im Ausreden, freundlich — gegen Mannspersonen, treu — ihren Liebhabern, ehrlich — wenn Alles verschlossen war, gezeigt.

Auf dem Sonntagsspaziergang. Der Mann schiebt mühselig einen Kinderwagen mit seinem sechsten Sprößling. Da kommt ein Selbstfahrer vorbei. Die Frau: „Sieh nur, sieh! ein Wagen ohne Pferde!“ — Der Mann (heuzend): „Ach, das ist für mich nichts Neues.“

Vom Büchertisch.

— Eine spannende Schilderung seines Besuches beim Exkapitän Dreyfus auf der Teufelsinsel liefert der Rüdendoch der „Andalusia“ in der letzten Nummer der Hamburger Zeitschrift „Rübe und Keller“, Central-Organ für das Hotel- und Gastwirthschaftsgewerbe (1,50 Mk. pro Quartal). Durch einen eigenthümlichen Zufall gelang es dem Genannten, Zutritt zu der geheimnißvollen Insel zu erlangen, die seit der Internirung des Exkapitäns von keinem anderen Sterblichen — es sei denn, er gehörte zur Wachtmannschaft — betreten werden konnte. Auch sonst enthält die uns vorliegende Nummer von „Rübe und Keller“ eine große Anzahl interessanter Artikel. So eine medicinische Skizze von Dr. Brendel: „Ameisenluft“, einen Aufsatz über „Das Verhältnis der Kälte zu den Weinen“, eine illustrierte Abhandlung über „Sport, Spiele und Belustigungen im Wirthshaus“ und vieles Andere. Besonders bemerkenswerth ist der gastronomische Theil der Nummer, der eine Fülle neuer Kochrecepte, eine große Anzahl von April-Menus und mehrere interessante historische Tischkarten enthält.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.